



Dagmar Hoffmann | Rainer Winter [Hrsg.]

Mediensoziologie

Handbuch für Wissenschaft und Studium



Nomos

Dagmar Hoffmann | Rainer Winter [Hrsg.]

Mediensoziologie

Handbuch für Wissenschaft und Studium



Nomos

© Titelbild: Fotolia.com

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8329-7991-1 (Print)

ISBN 978-3-8452-6419-6 (ePDF)

1. Auflage 2018

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018. Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhaltsverzeichnis

1. Medien und Soziologie. Eine Hinführung	9
<i>Dagmar Hoffmann/Rainer Winter</i>	
2. Zentrale Begriffe und Bezugssysteme	
2.1. Interaktion und Kommunikation	15
<i>Axel Schmidt</i>	
2.2. Medien und Medienkommunikation	39
<i>Axel Schmidt</i>	
2.3. Medien und Gesellschaft	57
<i>Andreas Ziemann</i>	
2.4. Medien, Lebenswelt und Alltagshandeln	71
<i>Angela Keppler</i>	
2.5. Mediatisierung	86
<i>Friedrich Krotz</i>	
3. Theoretische Zugänge und Perspektiven	
3.1. (Meta-)Theorien	103
<i>Tilmann Sutter</i>	
3.2. Forschungsorientierte Theorien und handlungstheoretische Zugänge	121
<i>Udo Göttlich</i>	
3.3. Medien als Akteur-Netzwerke	138
<i>Matthias Wieser</i>	
3.4. Medientheorie und Öffentlichkeitsforschung	146
<i>Stefan Müller-Doohm</i>	
3.5. Medienspektakel und Protest	158
<i>Douglas Kellner</i>	
4. Forschungszugänge	
4.1. Bild/Bildlichkeit	177
<i>Daniel Šuber</i>	
4.2. Film	186
<i>Rainer Winter</i>	
4.3. Fernsehen	195
<i>Lothar Mikos</i>	

4.4. Computer und Netzwerke	202
<i>Christian Stegbauer</i>	
4.5. Hybridmedien	209
<i>Manfred Faßler</i>	
4.6. Mobile Medien	221
<i>Dagmar Hoffmann</i>	
4.7. Populäre Musik	229
<i>Andreas Gebesmair</i>	
5. Forschungsfelder	
5.1. Wissen	239
<i>Wolfgang Reißmann</i>	
5.2. Partizipation und (Gegen-)Öffentlichkeit	247
<i>Jeffrey Wimmer</i>	
5.3. Politik	255
<i>Manfred Mai</i>	
5.4. Gender	262
<i>Kornelia Hahn</i>	
5.5. Körper	270
<i>Sabina Misoch</i>	
5.6. Sport	278
<i>Moritz Böttcher/Robert Gugutzer</i>	
5.7. Celebrities	285
<i>Graeme Turner</i>	
5.8. Gewalt	294
<i>Waldemar Vogelgesang</i>	
5.9. Soziale Ungleichheiten	304
<i>Nicole Zillien</i>	
6. Methoden	
6.1. Historische Entwicklung mediensoziologischer Methoden	313
<i>Michael Jäckel</i>	
6.2. Qualitative Methoden	325
<i>Ruth Ayaß</i>	

6.3. Quantitative Methoden	335
<i>Nicole Zillien/Roman Pauli</i>	
Autorinnen und Autoren	346
Sachregister	353

1. Medien und Soziologie. Eine Hinführung

Dagmar Hoffmann/Rainer Winter

Medien und Kommunikation gestalten und prägen unser Leben im 21. Jahrhundert. Vor allem die Digitalisierung hat zu einer tiefgehenden Transformation unserer beruflichen und privaten Welten geführt, deren Folgen bisher noch zu wenig erforscht und zugleich nicht abzusehen sind. Erst ein tieferes Verständnis dieser komplexen Zusammenhänge kann Einblick in die veränderten gesellschaftlichen Strukturen geben, mit denen wir zurechtkommen müssen. Die multidimensionale Dynamik der Medien in der Gegenwart bedarf der soziologischen Aufklärung, Einordnung und Deutung. Dennoch hat sich der Mainstream der Soziologie von dieser Problematik abgewandt, sie regelrecht aufgegeben, wie z.B. bereits Jefferson Pooley und Elihu Katz (2008) für die US-amerikanische Soziologie festgestellt haben. In Deutschland existiert wohl seit Beginn der 1990er-Jahre eine Sektion für Medien- und Kommunikationssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Dennoch sieht es auch hier nicht viel besser aus. So gibt es in den soziologischen Instituten und Seminaren kaum Professuren für dieses Lehr- und Forschungsgebiet. Ein Blick in einschlägige Lehrbücher der Disziplin verstärkt diesen Eindruck der Vernachlässigung. So ist im von prominenten Autoren und Autorinnen geschriebenen „Lehrbuch der Soziologie“ (2001/2003), das Hans Joas herausgegeben hat, kein eigenständiges Kapitel zu Medien und Kommunikation vorhanden. Dies gilt auch für die Einführung in soziologische Grundbegriffe „Was ist Gesellschaft?“ (2011) von Thomas Schwietring. Die „Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie“, von Hermann Korte und Bernhard Schäfers herausgegeben, die 2010 in der 8. Auflage erschienen ist, lässt ebenfalls eine soziologische Perspektive auf Medien und Kommunikation vermissen. Erst in jüngster Zeit findet in soziologischen Einführungen – zumeist mit Bezug auf das systemtheoretische Denken von Niklas Luhmann – eine Berücksichtigung von Kommunikationszusammenhängen statt, die soziales Handeln ja erst ermöglichen und soziale Systeme generieren (u.a. Corsten, 2011, S. 188ff.). Die Konnexen „Kommunikation und Medien“ (u.a. Funken & Ellrich, 2008) und „Kultur, Medien und Technik“ (Lash, 2014) gelten als komplexe Untersuchungsfelder, die je nach Forschungsprämisse unterschiedlichen Erklärungsansprüchen genügen. Generell werden aber mediensoziologische Studien kaum von Gesellschaftstheoretikern/innen zur Kenntnis genommen. Die Soziologie begann als ein Projekt, das das Ziel hatte, die moderne Gesellschaft zu verstehen, die industrielle Revolution und die mit ihr verbundenen sozialen Veränderungen. Heute leben wir inmitten einer medientechnologischen Revolution, einer historischen Umbruchphase, die das Leben eines jeden Individuums – nicht nur temporär – betrifft, herausfordert und bisweilen umkrepelt. In aktuellen soziologischen Gesellschaftsdiagnosen wird darauf nur rudimentär Bezug genommen. Eine Integration theoretischer Ansätze und die Berücksichtigung empirischer Befunde aus der Medien- und Kommunikationssoziologie werden weitestgehend unterlassen.

Wenn wir zurückblicken, stellen wir fest, dass bereits Max Weber zu Beginn des letzten Jahrhunderts bedeutsame Denkmotive für die Kommunikationssoziologie lieferte, indem er nach den gesellschaftlichen Funktionen und Dysfunktionen der modernen Presse fragte, die zugehörige Medienökonomie kritisierte und die Rolle der Medien (insbesondere den Journalismus) für die Entstehung der öffentlichen Meinung betonte (zusammenfassend Averbek-Lietz, 2015, S. 13ff.; Funken & Ellrich, 2008, S. 229 f.). Medien und Kommunikation sind auch in der *Chicagoer Schule* elementar thematisiert worden. In „Introduction to the Science of Sociology“ (1921) halten Robert E. Park und Ernest W. Burgess bereits im ersten Kapitel fest, dass Kommunikation grundlegend für die soziale Konstruktion einer Gesellschaft ist. Als eine Form der sozialen Wechselwirkung trägt sie dazu bei, Gemeinsames und Verbindendes zu schaffen. Auf diese Weise macht sie aus den Mitgliedern einer Gruppe eine kulturelle Einheit. Vor allem Park stellte durch seine Untersuchungen der Presse, des Kinofilms, der öffentlichen Meinung, des kollektiven Verhaltens die Relevanz von Kommunikation und Medien für die Soziologie heraus. Gerade die Medien führen zu „revolutionären Veränderungen“ (Park nach Christmann, 2007, S. 58) in Kultur, Gesellschaft und Politik. Pooley und Katz (2008, S. 775) fassen zusammen; „We see Chicago sociology as heir to the rich but scattered reflections on communications and the media that characterized European thought. At Chicago, as in Europe, interests were broad: media professionals and media organizations, media as agents of social integration and deviance, media as contributors to a public sphere of participatory democracy, and media as implicated in social change and in the diffusion of ideas, opinions, and practices“. Immer wieder wurde die „Ambivalenz einer publizistisch erzeugten Öffentlichkeit“ (Funken & Ellrich, 2008, S. 229) von Soziologen (u.a. Tönnies, Dewey) kritisch diskutiert: Sie ging einerseits mit der Sorge um Entmündigung, Kontrolle und Manipulation einher und andererseits mit den Möglichkeiten der Aufklärung, der Neugestaltung von Informationsvermittlung und gesellschaftlicher Teilhabe. Nicht zuletzt aber blieben vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit der Gleichschaltung von Medien in totalitaristischen Systemen und der Verbreitung sowie Wirkung von Propaganda Soziologen lange Zeit skeptisch und konzentrierten sich auf die (potenziell) negativen Auswirkungen neuer Kommunikationstechniken. Betrachtet man das Gros der frühen medien- und kommunikationssoziologischen Forschung in Deutschland, so wurde sie nur wenig beachtet, d.h., sie fristete eher ein Nischendasein. Erst in jüngster Zeit bemüht man sich um die Rekonstruktion ihrer Leistungen und der Aufarbeitung von Konzepten und Forschungsansätzen, die etwa in der Kommunikations- und Medienwissenschaft durchaus Eingang gefunden haben (Averbek-Lietz, 2015), nur nicht immer respektvoll referenziert werden.

Folgt man Pooley und Katz (2008), so bestellt die Kommunikationswissenschaft das von der Soziologie zuerst bearbeitete Feld, wobei ihre Protagonisten und Protagonistinnen, die sich soziologischen Fragestellungen widmen, oftmals keine soziologische Ausbildung haben. Die Mediensoziologie zeigt sich dahin gehend offen und tolerant sowie bisweilen auch gleichgültig. Es gibt nach unserer Beobachtung kaum einen tiefgehenden Austausch zwischen den Disziplinen, der sich der Begriffsfelder, Grundan-

nahmen und genuinen Bezugsprobleme annimmt. Ferner ist zu kritisieren, dass zudem das in der Kommunikationswissenschaft gewonnene soziologische Wissen von der ‚Mainstream-Soziologie‘ oftmals nicht angemessen wahrgenommen wird (vgl. auch Pooley & Katz, 2008, S. 776).

Gleichwohl lässt sich ein wieder erwachtes Interesse von Soziologen und Soziologinnen an Medien und Kommunikationstechnologien vernehmen. So widmen sie sich z.B. in den letzten Jahren vermehrt der Internet-, Online- und Netzwerkforschung. Sie bringen sich verstärkt in den Science and Technology Studies (STS) ein, beteiligen sich an Forschungsprogrammen und konturieren neue Forschungsfelder. Nicht zuletzt trägt die internationale Mediatisierungsforschung dazu bei, dass soziologische Theorieansätze nun auch in der Kommunikationswissenschaft eine Neubegutachtung und durch Transferierungen mitunter Erweiterungen und Modifizierungen erfahren. Wer die Gesellschaft, den Wandel und künftige Entwicklungen substantiell verstehen und deuten will, sollte die Kollaboration mit Mediensoziologen und -soziologinnen nicht scheuen, sondern suchen. Zugleich sind auch diese eingeladen, sich verstärkt an der Entwicklung von Gesellschaftstheorien zu beteiligen. Das Leistungsvermögen mediensoziologischen Denkens formuliert der Herausgeber des Buches „Media Sociology: A Reappraisal“ (2014 b, S. 8) Silvio Waisbord treffend und programmatisch: „Media sociology is guided by a double conviction: sociological understanding of the media helps us foreground important questions about how the media work and their impact on multiple aspects of social life; and the study of the ‚media‘ illuminates key areas to explain significant trends and transformations in contemporary societies“.

Die Kommunikations- und Medienforschung bedarf der Soziologie, um kulturelle und soziale Kontexte, Machtstrukturen sowie Institutionen sozialtheoretisch zu konzeptualisieren und angemessen analysieren zu können. Die sozialen Transformationen der Gegenwart, sowohl auf der Makro- als auch auf der Meso- und Mikroebene, lassen sich nur dann verstehen, wenn berücksichtigt wird, dass Medien zentrale Bezugsgrößen für sie sind und konstitutionell entscheidend. Mediensoziologische Expertise ist gefragt, um auch ökonomische, politische und kulturelle Entwicklungen und deren Konsequenzen für Vergesellschaftungsprozesse und Vergemeinschaftung einschätzen zu können. So macht Butsch (2014, S. 95) deutlich: „It is important that a sociological imagination informs understanding of media, as it has in the past, lest the subtlety and complexity of their social and political significance be lost“.

Mit diesem Handbuch möchten wir die im deutschen Sprachraum etablierte Mediensoziologie, deren Perspektiven, Themen, Methoden und Ergebnisse, dokumentieren. In insgesamt 29 Beiträgen wird das Panorama einer vielfältigen Theorieentwicklung und Forschung dargestellt, die zunehmend auch international wahrgenommen und anerkannt wird. Mit der Herausgabe dieses Bandes möchten wir zum einen die Relevanz der Mediensoziologie betonen, die einen wichtigen Beitrag für ein besseres Verständnis der Gegenwart leisten kann. Zum anderen ist es uns ein Anliegen, dass Medien und Kommunikation wieder zu wichtigen Themen der Soziologie werden bzw. dies auch dauerhaft bleiben.

Ein Handbuch ist ein Projekt, das viele Ressourcen benötigt und nur durch das wissenschaftliche Engagement und die Disziplin der Autoren und Autorinnen¹ realisiert werden kann. Wir freuen uns sehr, dass viele bereit waren, sich auf dieses Unterfangen einzulassen. An der Fertigstellung dieses Handbuches haben zudem maßgeblich Daniela Bruns und Marc Dietrich (Alpen-Adria-Universität Klagenfurt) sowie Anja Görtz, Theresa Mielck und Meike Julia Schwarz (Universität Siegen) beigetragen, für deren unermüdlichen Einsatz, für ihre Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im Umgang mit den Texten wir uns sehr herzlich bedanken. Für die Übersetzung der Manuskripte von Douglas Kellner und Graeme Turner gebührt unser Dank Elena Pilipets. Für die insgesamt gute und konstruktive Zusammenarbeit, die Gestaltung und das abschließende Lektorat sowie vor allem die Geduld danken wir dem Nomos Verlag und ganz besonders Dr. Sandra Frey.

Literatur

- Averbeck-Lietz, Stefanie (2015). *Soziologie der Kommunikation: Die Mediatisierung der Gesellschaft und die Theoriebildung der Klassiker*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Butsch, Richard (2014). Agency, Social Interaction, and Audience Studies. In S. Waisbord (Hrsg.), *Media Sociology: A Reappraisal*. Cambridge: Polity Press. S. 81–97.
- Christmann, Gabriela (2007). *Robert E. Park*. Konstanz: UVK.
- Corsten, Michael (2011). *Grundfragen der Soziologie*. Konstanz: UVK.
- Funken, Christiane & Ellrich, Lutz (2008). Medien & Kommunikation. In N. Baur, H. Korte, M. Löw & M. Schroer (Hrsg.), *Handbuch Soziologie*. Wiesbaden: VS. S. 219–232.
- Joas, Hans (Hrsg.). (2001/2003). *Lehrbuch der Soziologie* (2. Aufl.). Frankfurt a. M./New York: Campus
- Korte, Hermann & Schäfers, Bernhard (Hrsg.). (2010). *Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie* (8. durchges. Aufl.). Wiesbaden: VS.
- Lash, Scott (2014). Kultur, Medien und Technik. In J. Lamla, H. Laux, H. Rosa & D. Strecker (Hrsg.), *Handbuch der Soziologie*. Konstanz: UVK. S. 350–367.
- Park, Robert E. & Burgess, Ernest W. (1921). *Introduction to the Science of Sociology*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Peters, John D. & Pooley, Jefferson (2012). Media and Communication. In G. Ritzer (Hrsg.), *The Blackwell Companion to Sociology*. New York: Wiley-Blackwell. S. 402–417.
- Pooley, Jefferson & Katz, Elihu (2008). Further Notes on Why American Sociology Abandoned Mass Communication Research. *Journal of Communication*, 58, (4), 767–786.
- Schwietering, Thomas (2011). *Was ist Gesellschaft? Einführung in soziologische Grundbegriffe*. Konstanz: UVK.
- Waisbord, Silvio (Hrsg.) (2014 a). *Media Sociology: A Reappraisal*. Cambridge: Polity Press.
- Waisbord, Silvio (2014 b). Introduction: Reappraising Media Sociology. In S. Waisbord (Hrsg.), *Media Sociology: A Reappraisal*. Cambridge: Polity Press. S. 1–21.

1 Das Angebot sprachlicher Konventionen zur Markierung von Geschlechtersensibilität und Inklusion aller Gruppen jenseits heteronormativer Ordnungsmuster ist mittlerweile recht breit (und jede impliziert unterschiedliche Argumente). Alle Autor*innen auf eine verbindliche Schreibweise zu verpflichten, schien uns wenig sinnvoll zu sein. Wir bitten die Leser*innen bei allen Beiträgen in diesem Band daher - und unabhängig von der jeweils gewählten Schreibweise - sprachlich alle Akteur*innen als relevant markiert mitzudenken.

2. Zentrale Begriffe und Bezugssysteme

2.1. Interaktion und Kommunikation

Axel Schmidt

Keywords: soziales Handeln, Interaktion, Kommunikation, Signal, Wechselseitigkeit

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag nähert sich den Begriffen Interaktion und Kommunikation aus einer soziologischen Perspektive. Einem allgemeinen Verständnis zufolge befasst sich *Soziologie* mit den „Arten und Weisen, wie das menschliche Leben organisiert wird“ (Joas, 2001, S. 14). Für eine solche „Organisation“ sind in einem ganz allgemeinen Sinn Prozesse der Interaktion und Kommunikation notwendig: Sie gewährleisten einen interpersonalen Austausch, was Soziales überhaupt erst entstehen lässt. In einem weiten Verständnis ist jedwede Interaktion/Kommunikation (im Folgenden mit „I“ bzw. „K“ abgekürzt) medial vermittelt. *Mediensoziologie* befasst sich mit der Rolle ‚der Medien‘ innerhalb sozialer Prozesse, nimmt ihren Ausgangspunkt aber bei Prozessen der I/K, deren medial unvermittelte Formen mediale Vermittlung erst als solche profilieren (s. Schmidt in diesem Band).

Im Folgenden kann es nicht darum gehen, die aufgerufenen Grundbegriffe innerhalb einzeldisziplinärer Zugänge und damit jeweils zusammenhängender Theorietraditionen zu verorten. Vielmehr ist es das Ziel des vorliegenden Beitrags, die aufgerufenen Grundbegriffe in eine Relation zueinander zu bringen, um ihre gegenseitigen Grenzen, aber auch ihre Überschneidungen und Unschärfen zu bestimmen.

2. Interaktion/Kommunikation als Austauschprozesse

Gemeinsam ist den Begriffen I/K, dass sie als *soziales Handeln* begriffen werden¹. Soziales Handeln vermag Prozesse der *Aufeinander-Bezogenheit* in Gang zu setzen. Ob und wie ein solches Aufeinander-Bezogenheit gelingt, hängt ab von der *Art des Kontakts* und den kontaktermöglichenden *Medien*. Graumann (1972) betont, dass beide Begriffe „sich auf zwischenmenschliches Geschehen zu beziehen scheinen“ (ebd., S. 1110) und damit darauf angelegt sind „der Polarisierung Individuum vs. Gesellschaft entgegenzuwirken, indem sie stärker [...] das, was zwischen Mir und dem Anderen, zwischen Individuum und Gruppe oder Gesellschaft geschieht, zu artikulieren gestatten“ (ebd., S. 1111). I/K erfordert damit zumindest *zwei Instanzen* (A, B) sowie etwas, was ‚zwischen‘ diesen Instanzen aufgrund ihres Verhaltens angesetzt wird. Dieses ‚Zwischen‘ kann als gedankliche *(Ko)-Orientierung* (Personen richten ihr

1 Die Begriffe „Handeln“ bzw. „Soziales Handeln“ folgen der Grundlegung durch Max Weber (1980), d.h., Handeln ist ein Verhalten, das mit einem subjektiven Sinn verbunden ist, und soziales Handeln ein Handeln, das an anderen orientiert ist.

Handeln an anderen aus), körperlich-zeichenhafte *Koordinierung* (gegenseitige und ‚öffentliche‘ Ausrichtung aneinander) oder symbolischer *Austausch* (Fokus auf etwas Drittes (X), das sich als eine Art ‚Austauschprodukt‘ begreifen lässt) perspektiviert werden (vgl. Esser, 2000, S. 229ff.). Die mit dem Begriff I/K bezeichneten Phänomene variieren grundsätzlich vor allem in zweierlei Hinsicht:

a) Einzelne Akte oder Prozess?

Üblicherweise werden mit Blick auf I/K-Prozesse *einzelne Akte* unterschieden². Diesen wird das *Potenzial* zugeschrieben – entweder prospektiv/initial oder retrospektiv/reagierend – einen Austausch herzustellen. Dabei kann der einzelne Akt entweder auf einen Austausch-Prozess angelegt sein, ohne dass aber ein solcher (vollumfänglich) zustande kommt (da etwa eine Reaktion fehlt). Oder er stellt rückwirkend durch eine entsprechende Reaktion einen Austausch her. Obwohl die Begriffe I/K also häufig von einzelnen Akten ihren Ausgang nehmen, orientieren sie sich aber immer an unterstellten *Prozessen der Aufeinander-Bezogenheit*³.

b) Welche Prozesselemente sind notwendig?

Hinsichtlich des zeitlichen Ablaufs kann gefragt werden, ab welchem systematischen Punkt I/K stattgefunden haben soll: Ausgehend von einem Verhalten eines Akteurs (A) bzw. einer Wahrnehmung/Reaktion eines Akteurs (B) lassen sich prinzipiell folgende systematische Punkte ansetzen:

- Ist A (bzw. dessen Handlung) für andere (B) perceptiv zugänglich (Situation)?
- Nimmt B (die Handlung von) A wahr (Wahrnehmung/Aufmerksamkeit)?
- Nimmt A wahr, dass B ihn wahrnimmt und umgekehrt (reflexive Wahrnehmung)?
- Versteht B das Verhalten von A als Mitteilung (Kundgabebehandeln)?
- Versteht B die gesetzten Zeichen von A (Symbolverwendung/Decodierung)?
- Versteht B, was A damit von ihm wollte (Intention/Meinen)?
- Reagiert B darauf (Reaktion)?
- Reagiert B ‚sinnentsprechend‘ (Responsivität/Qualität der Reaktion)?
- Und umgekehrt bis zur Reaktion von A auf B (Sequenzialität)?

2 Für Reichertz (2009, S. 100 ff.) stellen Züge oder *moves* (Goffman, 2005, S. 94) bzw. *turns* (ein Terminus der Konversationsanalyse; vgl. Schegloff, 2007, S. 3 ff.) die Basiseinheiten eines Kommunikationsgeschehens dar. Siehe hierzu auch Schützeichel (2004, S. 64 ff.), der zwischen kommunikativen Handlungen (bezogen auf das Gelingen der Handlung als solcher) kommunikativen Akten (bezogen auf das erfolgreiche Initiieren eines Kommunikationsprozesses) unterscheidet.

3 Prospektiv/Initial: I/K ist darauf angelegt, Reaktionen zu erwirken. Retrospektiv: Eine Information wird als Mitteilung verstanden.

Wenn eine Aufeinander-Bezogenheit unterstellbar ist, lässt sich zusätzlich fragen:

- Welche gemeinsame Handlung ist durchgeführt worden (Situationsdefinition) bzw. welche Verständigung ist dadurch erreicht worden (Intersubjektivität)?
- Welches Handlungsproblem ist dadurch (wie) bearbeitet worden?

Am (Nicht-)Vorhandensein obiger Elemente setzen unterschiedliche *Konzepte von I/K* an: Grob lassen sich Modelle unterscheiden, die I/K daran binden, dass a) das Signal ankommt (etwa Bentele & Beck, 1994), b) das Signal eine Reaktion hervorruft (hierauf heben die meisten Ansätze ab), c) das Signal als Mitteilung verstanden wird (etwa in systemtheoretischen Ansätzen oder d) das Signal sinnentsprechend verstanden wird (etwa bei Burkhart, 2002). Insbesondere an letzteres Kriterium knüpfen sich Vorstellungen von gelungener/mislungener I/K (vgl. hierzu Ungeheuer, 1987; Reichertz, 2009, S. 174ff.). Zugleich verbinden sich damit funktionale Zuschreibungen, d.h. welchen Zwecken ein solcher Austausch folgt (Gemeinsamkeit, Verständigung, Verhaltenskoordinierung, Lösung von Handlungsproblemen etc.).

Allen Konzeptionen *gemeinsam* ist, dass I/K-Prozesse einerseits *mehr* sind *als soziales Handeln*, da sie auf einen Austausch angelegt sind (was bei sozialem Handeln nicht zwingend ist). Andererseits aber *nicht notwendigerweise wechselseitig* sein müssen, da bereits das Angelegtsein auf eine Wechselwirkung ein Kriterium für Austausch sein kann. Das heißt: Dem einzelnen Akt ist vom Entwurf her die Reaktion Anderer eingeschrieben⁴.

Die *Grenzen* des I/K-Begriffs im Sinne eines (potenziellen) *Austauschs* werden damit einerseits von *Einsamkeit/Absenz* und andererseits von *Flüchtigkeit* des Handelns bzw. seiner Produkte markiert: So kann Verhalten, das einsam stattfindet und keine dauerhaften Produkte hervorbringt, keine Eindrücke oder Reaktionen hervorrufen. Erst Situationen (Anwesenheit bzw. perzeptiver Zugang) und/oder zeitüberdauernde Handlungsergebnisse ermöglichen ein an anderen orientiertes Handeln. Kurz: Voraussetzung für (potenziellen) Austausch ist *Kontakt*, der wiederum Prozesse gegenseitiger Orientierung in Gang zu setzen vermag.

Obwohl die Begriffe I/K häufig *synonym* verwendet werden (vgl. u.a. Bonfadelli, Jaren & Siegert, 2005; Burkart, 2002; Graumann, 1972; Reichertz, 2009), finden sich in der einschlägigen Literatur auch Differenzen, um die es in den beiden nächsten Kapiteln gehen soll.

3. Interaktion

Kern des Interaktionsbegriffes ist die wechselseitige Aufeinander-Bezogenheit von Handlungen. Im Fokus ist, was ‚zwischen‘ (*Inter-*) Handlungen (*-aktionen*) geschieht und damit der Prozess, der entsteht, wenn Handlungen sich aufeinander beziehen. Im Gegensatz zum Begriff der Kommunikation, in dessen Zentrum die Mittel und Inhal-

⁴ Vgl. hierzu Schütz (1974, S. 157).

te des Austauschs stehen, ist der Ansatzpunkt des Interaktionsbegriffs die *Koordinati-on von Verhalten*. In einem allgemeinen Sinn bedeutet Interaktion *Wechselbeziehung oder Wechselwirkung* (vgl. Simmel, 1995) zwischen zwei oder mehreren Elementen (Instanzen, Stoffe, Variablen, Personen etc.). *Soziale* Interaktion meint dagegen wechselseitig aufeinander bezogenes Handeln menschlicher Akteure. Eine entsprechende Definition findet sich bei Jäckel (2005, S. 47): „Interaktion meint im soziologischen Sinne die Wechselwirkung zwischen Handelnden. Nimmt man eine dyadische Interaktion als Bezugsrahmen, so beschreibt der Begriff den Prozess aufeinander bezogenen Handelns zweier Akteure“. Dabei setzt der Interaktionsbegriff an beobachtbaren Verhaltensbewegungen an, fokussiert also das ‚öffentlich‘ Zugängliche (vgl. Graumann, 1972). Da Interaktion im Wesentlichen über das formale Kriterium der *Wechselseitigkeit* von Verhalten bestimmt ist und ein zentraler Modus des Zustandekommens von Wechselseitigkeit *Anwesenheit* ist, lassen sich die drei folgenden Fragen stellen, um sich dem Interaktionsbegriff zu nähern:

3.1. Was bedeutet Wechselseitigkeit?

Als minimales Bestimmungselement fungiert – folgt man Graumann (1972) –, dass Menschen aufeinander einwirken. Dies kann allerdings – Luckmann (1992) folgend – unterschiedliche Formen annehmen:

- *Kausale, nicht sinnhafte Formen der Wechselwirkung* (etwa Zusammenstöße) stellen Grenzfälle dar, da sie weder vorentworfen noch an anderen orientiert sind.
- *Wechselwirkung durch Anwesenheit*
 - *Orientierung am Beobachtet-Werden*: „In gemeinsamer Reichweite befindet man sich immer in wechselseitiger und leibhaftiger Befangenheit“ (ebd., S. 114). Goffman (1971 b) hat dies als „*unfocused interaction*“ beschrieben und *Wahrnehmungswahrnehmungen* (vgl. Hausendorf, 2003) als einen zentralen Mechanismus solcherart Wechselwirkung herausgestellt.
 - *Wechselseitiges Wirken*: Ist man sich bewusst, dass das eigene Handeln (etwa ein Auto einparken) beobachtet werden kann, orientiert man sich an diesem Umstand. Gleiches gilt für das Gegenüber. Obwohl es hier zu keiner wechselseitigen Orientierung kommen muss, wirken die so Handelnden doch aufeinander ein, da Mechanismen der Eindruckssteuerung greifen, wie Goffman (1969, 1971 a) sie beschrieben hat. Zudem „könnten die gleichen oder nahezu die gleichen äußeren Vorgänge [...] auch als ‚Anfrage‘ oder ‚Antwort‘ verstanden werden“ (Luckmann, 1992, S. 115), wodurch *wechselseitig aneinander orientiertes Handeln* oder „*zentrierte Interaktion*“ (Goffman, 1971 b, S. 84ff.) zustande kommt, die sich durch folgende Merkmale auszeichnet:
 1. *Motivverschränkung* ist ein „Wirken, das nicht nur irgendwie wechselseitig aufeinander bezogen ist, sondern von den Entwürfen her aufeinander gerichtet ist [...]“ (Luckmann, 1992, S. 116). Was in diesem Prozess ‚Wirkung‘ entfaltet, ist demnach die *spezifische Form der wechselseitig unterstellten Motive*, die darin besteht, dass der Entwurf und das damit zusam-

menhängende Verhalten einer ersten Person zum Weil-Motiv einer zweiten (ich antworte, weil ich gefragt worden bin) und umgekehrt das antizipierte (gewünschte) Verhalten dieser zweiten Person zum Um-zu-Motiv der ersten wird (ich frage, um eine Antwort zu bekommen). Ist eine solche „ungebrochene Verkettung der Motive“ (ebd., S. 117) in Gang gekommen, sind jedem Handlungszug sowohl weil-motivische (verursacht/kausal; retrospektiv) als auch um-zu-motivische (verursachend/teleologisch; prospektiv) Aspekte eingeschrieben. Diese Struktur einer retrospektiv-prospektiven Relevanz jedes interaktiven Handlungszugs ist paradigmatisch für Interaktionsprozesse.

2. *Doppelte Kontingenz* (Luhmann, 1984, S. 148ff.; Schneider, 2005, S. 110ff.) meint verschränkte Zukunftsoffenheit in zweifacher Hinsicht, da die Gesamthandlung an zwei Stellen (*ego* und *alter*) fortlaufend kontingenten Sinnselektionen unterworfen ist, mit denen die jeweils nächste Sinnselektion „zu rechnen“ hat, ohne diesen Prozess still stellen oder revidieren zu können (beide Versuche stellen bereits nächste Sinnselektionen innerhalb dieses Prozesses dar und schreiben ihn entsprechend fort).
3. *Intersubjektivität*: Durch den Mechanismus der Motivverschränkung wird das Problem der doppelten Kontingenz so bearbeitet, dass der Aufbau von Erwartungsstrukturen ermöglicht wird. Grundlage ist das Durchlaufen eines Aushandlungsprozesses: In der dritten Sequenzposition entsteht eine Reaktion (C) auf die Reaktion (B) der eigenen Aktion (A), was als ein Verstehen des vorangegangenen Verstehens (=die Reaktion auf die Aktion) begriffen werden kann und wodurch die Behandlung (B) der durch die initiale Aktion (A) übernommenen Verpflichtungen bzw. Folgerwartungen eine Evaluation durch den Initiator erhält (C)⁵.

3.2. Wie kommt Wechselseitigkeit zustande?

Wechselseitigkeit setzt voraus, dass Menschen einen *Kontakt* zueinander haben, d.h., dass das Handeln nicht nur an anderen orientiert ist, sondern auch wahrgenommen werden kann. Da sich Interaktionen als *Episoden vollziehen* (Goffman, 1977, S. 274ff.), lässt sich nach ihrem *Beginn* fragen. Luckmann (1992, S. 110) unterscheidet *symmetrische* von *asymmetrischen* Fällen:

- a) *Asymmetrisch*: Wenn ein auf Wechselseitigkeit angelegtes Handeln einseitig bleibt (etwa ungehörtes Rufen) oder umgekehrt ein auf Einseitigkeit angelegtes Verhalten wechselseitig wird (etwa ein entlarvter Lauschangriff).
- b) *Symmetrisch*: Wenn Entwurf und Vollzug übereinstimmen, also ein *auf Wechselseitigkeit angelegtes Handeln sich auch wechselseitig vollzieht*.

⁵ Zur systematischen Bedeutung der dritten Sequenzposition vgl. grundlegend Schegloff (1997) sowie Deppermann (2001, S. 77ff. und 2008).

Auf der Grundlage, dass soziale Handlungen einerseits sowohl auf Einseitigkeit als auch auf Wechselseitigkeit beruhen können bzw. angelegt sein können und andererseits sowohl mittelbar als auch unmittelbar erfolgen können, formuliert Luckmann (1992) des Weiteren vier „Hauptformen gesellschaftlichen Handelns“ (ebd., S. 110 – eig. Herv.), die sich aus folgender Kreuztabelle ergeben:

<i>Kontakt</i>	<i>unmittelbar</i>	<i>mittelbar</i>
<i>Richtung</i>		
<i>einseitig</i>	Taschendiebstahl	Fernsehen Graffiti
<i>wechselseitig</i>	Face-to-face-Gespräche	Telefon, Briefkontakt

Hieran wird deutlich, dass auch auf Einseitigkeit angelegtes soziales Handeln, eine Wirkung anstrebt und daher potenziell immer auch Gefahr läuft, in Wechselseitigkeit umzuschlagen⁶. Ist ein soziales Handeln wechselseitig, kann es mittelbar oder unmittelbar erfolgen sowie – wenn Letzteres der Fall ist – Prozesse zentrierter oder unzentrierter Interaktion hervorrufen. Während mittelbare Wechselseitigkeit gesondert hergestellt werden muss (etwa mittels des Gebrauchs eines technischen Mediums), wird unmittelbare Wechselseitigkeit bereits durch Anwesenheit erzwungen.

3.3. Welche Rolle spielt Anwesenheit?

Wechselseitigkeit als Grundbedingung von Interaktion setzt Kontakt voraus, welcher zunächst auf Anwesenheit beruhen kann⁷. Wenn dies nicht der Fall ist, kommt es zu mittelbaren Formen der Wechselseitigkeit, die gesondert arrangiert werden müssen. Interaktion lässt sich daher grundsätzlich von zwei unterschiedlichen Seiten betrachten, nämlich einmal als *Folge von Aktionsformen* (Interaktion kommt zustande durch auf andere bezugnehmende Verhaltensweisen), das andere Mal als *Folge von Kontaktformen* (Interaktion kommt zustande durch Kopräsenz, die eine Orientierung an anderen erzwingt). Die besondere Rolle der Anwesenheit im Sinne *unfokussierter Interaktion* liegt daher darin, dass sie nicht nur selbst rudimentäre Formen der Koordination (oder einen "interaction tonus" nach Goffman, 1971 b, S. 36) forciert, sondern zudem als ‚Milieu‘ verstanden werden kann, das wechselseitige Interaktionen begünstigt⁸. Der *Interaktionsbegriff* lässt sich daher als *zweiseitiges Konstrukt* begreifen (vgl. Neuberger, 2007), das entweder in *aktionaler* Hinsicht auf *kumulative Wechselseitigkeit* oder in *situationeller* Hinsicht auf *Kopräsenz* abhebt:

6 Daher kann ein Verhalten auch dann interaktiv werden, wenn es nicht als Interaktion intendiert war (vgl. Posner, 1985, S. 244).

7 In dieser, „positivistischen“ (Knoblauch, 1995, S. 68) Weise fasst etwa Goffman den Begriff der Situation: „Situationen entstehen, wenn gegenseitig beobachtet wird, sie vergehen, wenn die zweitletzte Person den Schauplatz verlässt“ (Goffman, 1971 b, S. 29).

8 Dies bezeichnet Meyrowitz (1990 a) in Anlehnung an Goffman (1971 b, S. 36) als "ready to come into play" (S. 79). Multimodal orientierte Detailstudien zur Herstellung fokussierter Interaktion finden sich in Mondada & Schmitt (2010).

Aktional: Interaktion als kumulative Wechselseitigkeit

In dieser Hinsicht bedeutet I eine aneinander orientierte Abfolge von Handlungen (Aktion/Reaktion usw.), also „die ‚aktiv-reaktive‘ Komponente des interpersonalen Geschehens“ (Graumann, 1972, S. 1112). In den Vordergrund rückt damit nicht, *was* getan wird, sondern *dass* dies wechselseitig geschieht und dass – wie Neuberger (2007) unter Rekurs auf Rafaeli (1988) betont – Folgehandlungen nicht nur auf vorhergehende Handlungen Bezug nehmen, sondern sich auch auf die *Relation* beziehen, in der vorangehende Handlungen *zueinander* standen. Somit ist weniger die Abfolge als solche, als vielmehr die die dadurch erreichte *sukzessive Kumulation von Sinn* und damit die Ausbildung einer *Fallstruktur* (vgl. Oevermann, 2000, S. 69ff.) entscheidend. Prototypisch wird dies an der von Mead (1995) beschriebenen triadischen Gestenkommunikation greifbar: Ein erstes Verhalten (1) steckt einem zweiten Verhalten (2) durch das ihm innewohnende Ankündigungs- und Aufforderungspotenzial einen Rahmen, wodurch bereits das erste Verhalten auf eine angestrebte Gesamthandlung (3) verweist⁹. Demzufolge lässt sich die Interaktionen innewohnende Struktur der wechselseitigen Anpassung auf den einzelnen Akt ausweiten¹⁰. Innerhalb eines solchen, als *Sequenzstruktur* (vgl. Schegloff, 1972) beschreibbaren Wechselverhältnisses bilden sich systematische Positionen heraus, die einzelne Akte mit einem ‚interaktionalen Wert‘ versehen (vgl. Schegloff, 2007; Deppermann, 2008)¹¹. Legt man allein diesen formalen Aspekt der Wechselseitigkeit zugrunde, lässt sich auch dann noch von Interaktion sprechen, wenn der Austausch *distant* (Ortsverschiedenheit) und/oder *asynchron* (Ungleichzeitigkeit) wird. Denn – so wird gegen einen zu engen I-Begriff eingewendet – „[es] geht Anwesenheit als Kriterium [...] über das Merkmal ‚Interaktion‘ in der Kommunikation weit hinaus“ (Neuberger, 2007, S. 37), sodass insbesondere Formen medial vermittelter interpersonaler Kommunikation (wie etwa das Telefonieren oder der Briefwechsel) als Formen von Interaktion zu begreifen sind. Dennoch findet sich in einer Reihe von Beiträgen das Kriterium der Anwesenheit als notwendige Bedingung für Interaktion (vgl. Jäckel, 1995; Hausendorf et al., 2015; Merten, 1977, S. 62 f.). Dabei sind *drei Aspekte* relevant: Reduzierte Symptomfülle schränkt die Ausdrucksmöglichkeiten ein (Kanalreduktion), Zeitversetzung (Asynchronizität) verhindert unmittelbare Reaktionen, und die Trennung von Produktion (Handeln) und Rezeption (Wahrnehmen) verunmöglicht einen kontinuierlichen Zugang zum Anderen.

9 Vgl. hierzu insbesondere Schneider (1994, S. 131ff. sowie 2005, S. 183 ff.), der dies unter Rückgriff auf Meads (1995, S. 53 und S. 84) eigenes Beispiel, dem Kampf-/Fluchtverhalten von Hunden, verdeutlicht.

10 Siehe hierzu im Einzelnen Schneider (1994, 2002, 2005). Insofern geht – folgt man Oevermann et al. (1983) – die Interaktion der Aktion konstitutionslogisch voraus, weshalb es irreführend sei, überhaupt von ‚Inter-Aktion‘ zu sprechen, da dadurch suggeriert werde, dass Interaktionen sich aus Aktionen ‚zusammensetzen‘.

11 Die Konversationsanalyse spricht von *slots* und begreift diese als strukturelle Vorgaben (*structural provisions*), die von Interagierenden gefüllt werden (*participants‘ work*) (vgl. Jefferson, 1972; Kallmeyer & Schütze, 1976).

Situationell: Interaktion als Kopräsenz

Die besonderen Qualitäten, die über das formale Kriterium der Wechselseitigkeit hinausgehen, hängen an einer gleichen Situierung in Raum und Zeit. *Interaktionen* zeichnen sich in dieser Hinsicht durch *Synchronizität*, *Symptomfülle*, *Simultanität* und *Unmittelbarkeit* aus, was zusammengenommen eine *besondere Form der Aufeinander-Bezogenheit* hervorbringt:

- *Zeitgleichheit* (oder *Synchronizität*, vgl. Schütz, 2003) bedingt, dass Reaktionen unmittelbar und spontan erfolgen müssen, sodass Interaktionen als Schlagabtausch verlaufen (vgl. Clark, 1996). So definiert Posner (1985, S. 244): „Demnach ist ein Verhalten einer Person dann interaktiv, wenn es durch zeitlich unmittelbar vorhergehendes Verhalten einer oder mehrerer Personen beeinflusst ist und seinerseits ein zeitlich unmittelbar folgendes Verhalten dieser Personen(en) beeinflusst“. Eine Vorstufe ist erreicht, wenn Personen in wechselseitigen Sichtkontakt geraten und eine Orientierung aneinander unausweichlich wird. In Kopräsenz kann jedes (Nicht)Verhalten zu jeder Zeit als Eindruckssteuerung, metakommunikativer ‚Kommentar‘ oder interaktiver Zug ausgelegt werden.
- Verstärkt wird dies durch die vergleichsweise uneingeschränkte Wahrnehmbarkeit menschlichen Ausdrucksverhaltens (*Symptomfülle*), welche als komplex verzahnte Mehrebenenstruktur (Geser, 1990) hinsichtlich ihrer Kommunikativität in besonderer Weise problematisch ist.
- *Simultanität* bewirkt darüber hinaus eine kontinuierliche Adaption des eigenen Verhaltens auf der Basis der Wahrnehmung des Verhaltens eines Gegenübers und umgekehrt, auch und gerade während der Produktion eigenen Handelns (vgl. Goodwin, 1981).
- Anwesenheit bedingt schließlich *Unmittelbarkeit* und damit körperliche Zugänglichkeit, sodass bloße Anwesenheit jederzeit in eine zentrierte Interaktion münden kann, ohne dass dies einseitig kontrollierbar wäre. Zudem stehen die „Territorien des Selbst“ (Goffman, 1974, S. 54ff.) in ungleich weitreichenderer Form zur Disposition als das bei vermittelten Kontaktformen der Fall ist: "*Face-to-Face communication is the most intense form of communication. Every face-to-face encounter holds the possibility of embrace or attack*" (Meyrowitz, 1990 b, S. 86). Allert (2008) spricht daher von „*dramatischer Präsenz*“. Dies gilt insbesondere für intensive, existenzielle und körpernahe Formen des interaktiven Austauschs, wie etwa Sex, Kampf oder Tanz. Interaktion ist in dieser Hinsicht nicht nur eine unausweichliche Folge situationeller Bedingungen, sondern erhält ihre besondere Qualität erst durch den Umstand der Kopräsenz und ist daher in besondere Weise daran gebunden. Diesem Umstand trägt die Begriffsprägung der *Face-to-Face-Interaktion* Rechnung, womit wechselseitige *und* koprärente Austauschformen gemeint sind¹².

12 Reichertz (2009) nennt eine Reihe weiterer Konstellationen, etwa „*voice-to-ear*“ (S. 112) (im Falle des Telefons) oder „*one-to-one*“ (S. 113) (wenn der gesamte Körper und nicht bloß das Gesicht (*face*) relevant ist), die ebenso häufig vorkämen. Letztlich geht es aber hier nicht um konkrete Erscheinungsformen von Aufmerksamkeitszuwendungen, Adressierungen oder For-

4. Kommunikation

Kommunikation als analytischer Grundbegriff einer Reihe verschiedener Wissenschaftsdisziplinen ist kaum wesensmäßig definierbar (vgl. Nöth, 2000)¹³. Verschiedene Fassungen des Kommunikationsbegriffs sind ohne eine theoretische Einbettung kaum nachvollziehbar. Dennoch lassen sich den einzelnen Ansätzen *Kriterien* entnehmen, wann von Kommunikation die Rede sein soll. Dies soll im Folgenden geschehen.

Kern des Kommunikationsbegriffs ist das *Einwirken auf andere durch die Vermittlung von Information* und nicht – wie im Falle des Begriffs der Interaktion – die Koordination von Verhalten. Die Art der Einwirkung auf andere ist dabei in zweierlei Hinsicht eingeschränkt, woraus sich zwei *Alleinstellungsmerkmale* ergeben:

a) Symbolvermittlung

Eine erste Einschränkung betrifft die Art der vermittelnden Information. Eine Einwirkung geschieht nicht energetisch oder rein sensorisch, sondern *symbolvermittelt* (vgl. u.a. Linke, Nussbaumer & Portmann, 1996; Esser, 2000; Reimann, 1968). Die Vermittlung von Information wird damit an den Gebrauch von Symbolen gebunden, so dass die ‚Wirkung‘ von einer *Bedeutung* ausgeht. Hiermit verbindet sich die Vorstellung eines dritten Elements, das den Prozess der Einwirkung nicht bloß vermittelt, sondern in ein System geteilter Bedeutungen übersetzt und damit K an Operationen wie Ausdruck und Verstehen bindet. Unter Rekurs auf eine vielfach zitierte Modellierung des K-Begriffs bei Newcomb (1953) als „A-B-X-Schema“ hebt Graumann (1972) die für K grundlegende doppelte Orientierung hervor, nämlich „zwei oder mehr Individuen [...], die in Bezug auf etwas drittes sich ‚ko-orientieren‘. Diese Ko-orientierung ist nicht nur sozial, sie bezieht immer auch Aspekte der gemeinsamen Umwelt mit ein“ (ebd., S. 1123). Die symbolische Qualität von K zeichnet sich nun dadurch aus, dass nicht auf Laut- oder Verhaltensbewegungen an sich reagiert wird, sondern auf deren (geteilte) Bedeutung (grundlegend Mead, 1995).

b) Mitteilungsabsicht

Eine zweite Einschränkung betrifft die Reichweite der Bedeutungsvermittlung. Da Menschen – mit Mead (1983, S. 347) gesprochen – in einer Welt voller Bedeutungen leben, ließe sich der K-Begriff – beließe man es beim Kriterium der Symbolvermittlung – auf alles ausweiten, was Menschen mit Bedeutung versehen (haben). Soll dage-

men medialer Vermittlung resp. die Abschätzung von Häufigkeiten, sondern darum, einen bestimmten Bereich sozialen Miteinanders herauszustellen, der sich durch wechselseitige Anwesenheit und die Etablierung eines gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus auszeichnet. Insofern geht es um zentrierte Interaktion unter kopräsenten Bedingungen. Andere Begriffe, die auf diesen eher formalen Umstand der gleichzeitigen Anwesenheit abheben sind etwa die *Vis-à-Vis-Beziehung* (bei Berger & Luckmann, 1969) oder die „Wir-Beziehung“ (bei Schütz, 2003, S. 195). Eine kriteriale Bestimmung liefert Clark (1996, S. 9 f.).

13 Häufig wird in diesem Zusammenhang auf die Arbeit von Klaus Merten (1977) mit dem Hinweis verwiesen, dass dort über 160 Definitionen zusammengetragen wurden.

gen von *K im engen Sinn* die Rede sein, geschieht eine Vermittlung von Bedeutung *handlungsgebunden* und in *mitteilender Absicht*, d.h., die Einwirkung auf andere ist nicht nur symbolvermittelt, sondern ist als *kommunikatives Handeln* zu begreifen, welches Symbole zum Zwecke der Deutung explizit setzt. K impliziert also die Vorstellung einer auf andere gerichteten Entäußerungs-Aktivität. Schütz (1974) sprach in diesem Zusammenhang von „Kundgabehandeln“ (S. 157) oder Ausdruckshandlungen, welche „zwecks Deutung [gesetzt sind]“ (S. 164). Ähnlich wie Mead betont auch Schütz, dass kommunikatives Handeln die Vorentworfenheit der Reaktion potenzieller Adressaten impliziert. Aufgrund ihres damit verbundenen Potenzials, die für das menschliche Miteinander als konstitutiv erachtete Innen-Außen-Dichotomie zu überbrücken, wird Kommunikation daher häufig als Mittel zur Herstellung von Gemeinsamkeit und Gemeinschaft begriffen¹⁴. Aufbauend hierauf lässt sich K als Grundlage einer „gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit“ (Berger & Luckmann, 1969) begreifen¹⁵.

Nimmt man diese beiden Kernelemente – Symbolvermittlung und Mitteilungsabsicht – zusammen, besteht Kommunikation in und durch einen spezifisch *gerichteten Prozess* des *Sinnsetzens* auf der einen und des *Sinndeutens* solchen Sinns auf der anderen Seite. *Grenzen ergeben sich daher*

1. zu *nicht symbolvermittelten* Formen der Einwirkung (etwa Reaktionen auf Reize oder kausal bedingte Effekte, etwa Folgen mechanischer Einwirkungen);
2. zu *inneren Prozessen* oder innerem Tun, etwa Denken oder Emotionen, die keinen wahrnehmbaren Ausdruck hervorbringen, auf den reagiert werden könnte;
3. zu Informationen von *Anzeichenqualität*, denen keine Mitteilungsabsicht unterstellt werden kann.

Solche Grundannahmen wurden vielfach in Vorstellungen darüber überführt, welche Komponenten oder Faktoren K enthält, in welchen Relationen diese stehen und wie man sich den Prozess der K vorzustellen hat. Auf solche *Modelle von Kommunikation* kann hier nicht ausführlich eingegangen werden. Auf zwei, für die Begriffsbestimmung von Kommunikation relevante Aspekte sei allerdings hingewiesen:

14 Diesen Punkt heben Ansätze hervor, die K als grundsätzlich fallibel (grundlegend Ungeheuer, 1987) oder als unwahrscheinlich (grundlegend Luhmann, 1988) konzipieren. Grundlage hierfür ist die Annahme einer prinzipiellen Innen-Außen-Dichotomie, die menschliches Bewusstsein/Gedanken füreinander grundsätzlich unzugänglich macht: „Die Köpfe sind undurchsichtig“ (Fuchs, 1993, S. 15 f.). Zu einer Kritik solcher Ansätze vgl. Reichertz (2009, S. 149 ff.).

15 An einem solchen Verständnis von Kommunikation knüpften insbesondere Ansätze des sogenannten „interpretativen Paradigmas“ (Wilson, 1973) an, welche Gesellschaft als fortwährenden symbolischen Aushandlungsprozess konzipieren. In besonderer Weise hervorgehoben wird dieser Umstand aktuell in Ansätzen des sogenannten „kommunikativen Konstruktivismus“, welche unter Rekurs auf Berger & Luckmann (1969) die konstitutive Funktion von K für Prozesse sozialer Wirklichkeitskonstruktion hervorheben (vgl. hierzu Keller, Reichertz & Knoblauch, 2013). Insbesondere innerhalb systemtheoretischer Ansätze wird das Bestehen von Gesellschaft an K geknüpft, mehr noch: Soziale Systeme reproduzieren sich allein in und durch Kommunikation (vgl. Luhmann, 1997).

a) Die meisten Modelle setzen folgende *Grundkomponenten* voraus:

- Instanzen (mindestens zwei: A, B);
- ein Drittes: Mitgeteiltes, Botschaft, Nachricht, Sinnselektion etc. (X).

So etwa grundlegend Nöth (2000, S. 235): „Grundbedingung für das Zustandekommen einer Kommunikation ist ein Semioseprozess, an dem ein Kommunikator, ein Zeichen bzw. eine Botschaft und ein Rezipient oder Interpret des Zeichens beteiligt sind“.

Wird – wie oben hergeleitet wurde – K als Prozess intentionaler Zeichensetzung (Kriterium: Mitteilungsabsicht) konzipiert, ergibt sich die Notwendigkeit einer *weiteren Komponente*:

- gerichtetes kundgebendes Handeln, durch das dieses Dritte in Hinblick auf eine Kundnahme erzeugt wird und daher im Kundgeben potenziell mit angelegt ist; Kundnahme, durch das dieses Dritte (als Kundgabe) wahrgenommen und verarbeitet wird.

Die Vorstellung, dass eine erste Instanz etwas in Hinblick auf eine zweite Instanz erzeugt, was diese wahrnehmen/verarbeiten soll, macht Fragen nach dem *Prozess der Übermittlung* relevant, was Bedarf für *weitere Komponenten* schafft (welche dann insbesondere für den Begriff der Medien relevant werden; siehe Schmidt in diesem Band):

- etwas, was dieses Dritte materialisiert bzw. wahrnehmbar macht:
 - generell: wahrnehmbare Ereignisse oder Objekte;
 - in semiotischer Hinsicht: Zeichenträger, Signifikant etc. (etwa Laute);
- etwas, was diesem Dritten geteilte Bedeutung verleiht: Zeichen(system), Symbol, Code etc. (z.B. Körperbewegungen als Gesten, Laute als Sprachlaute sowie damit zusammenhängende Zeichensysteme, etwa ‚Körpersprache‘ oder Sprache);
- etwas, was dieses Dritte ‚vermittelt‘: Kanal, Medium, Bote (z.B. bei Körperbewegungen: Licht, bei Sprachlauten: Schallwellen/Luft).

Auf einer solchen Vorstellung der *Übertragung von Botschaften/Nachrichten* beruhen klassische *Sender/Empfänger-Modelle*, die sich innerhalb verschiedenster Disziplinen finden. Prominent geworden sind etwa Ferdinand de Saussures (1967) Redekreislauf für die Sprachwissenschaft oder das informationstheoretische Modell von Claude E. Shannon und Warren Weaver (1949) für die Kommunikationswissenschaft.

b) Kritik an klassischen Modellen

Übertragungsmodelle liefern eine erste Einsicht in den Prozess der K, vor allem seiner Grundkomponenten und seiner medialen Notwendigkeiten. Allerdings – so die Kritik – werde der Prozess der K unzulässig vereinfacht.

Eine *erste Kritik* setzt am Konzept der Übertragung an: Insbesondere konstruktivistische Ansätze beanstanden, dass durch die Vorstellung einer Übertragung Information, Botschaft oder Bedeutung vergegenständlicht werde. Entsprechende Konzepte

werden daher als „*Container-Modelle*“ kritisiert: „Denn übertragen kann man nur etwa Gegenständliches. Und wenn etwas übertragen wird, dann brauchen wir einen Behälter (oder Container), in dem die Information von einem Sender zu einem Empfänger übertragen wird“ (Schmidt, 1994, S. 51). Informationen als Entitäten aufzufassen hat weitreichende Konsequenzen, etwa die irreführende Vorstellung „gleiche Botschaften müssten auch gleiche Wirkungen haben sowie der darauf gegründete Versuch, von Botschaften auf Wirkungen ‚hochzurechnen‘“ (ebd., S. 53). So vollzieht sich menschliche Kommunikation nicht durch die Übertragung von Nachrichten oder Informationen; vielmehr kommt K zustande, indem Menschen spezifische *Auswahlen* treffen: Der Rezipient generiert Bedeutung durch eigenständige *Selektionsaktivitäten* aus den Strukturmerkmalen einer angebotenen Information, die nicht übertragen, sondern „sozusagen hausintern erst erzeugt“ (Rusch, 1994, S. 67) wird. Zudem bleiben solche Modelle „dadurch unvollkommen, dass die Gleichzeitigkeit des kommunikativ Aufeinander-Bezogenenseins in eine Sequenz linearer Prozesse übersetzt wird“ (Graumann, 1972, S. 1120). Insgesamt konstatiert Schmidt (1994, S. 51ff.) eine Entwicklung *von Modellen der Signalübertragung hin zu Modellen der Informationskonstruktion*.

Eine *zweite Kritik* moniert die Einengung auf bewusste Handlungen und explizite, an einen Adressaten gerichtete Mitteilungen, da auf diese Weise bedeutsame Bereiche ausgespart bleiben, etwa:

- das Nonverbale oder performative Aspekte (vgl. Graumann, 1972; Nöth, 2000);
- Darstellungen, Inszenierungen und Täuschungen bzw. Beeinflussungen, die gerade nicht als Mitteilungen verstanden werden sollen (vgl. Reichertz, 2009; Hahn, 2002)¹⁶;
- kulturelle Artefakte (etwa Körpergestaltungen, Kleidung oder dinglicher Besitz), welchen insbesondere in Form von Statussymbolen und Stilen kommunikative Relevanz zukommt (Schulze, 1995).

Insgesamt – so Nöth (2000, S. 235ff.) – gerät das vielfach als Notwendigkeit für K erachtete Kriterium der Intentionalität – insbesondere im Falle nonverbaler und visueller K – an seine Grenzen.

c) *Unterschiedliche Fassungen des K-Begriffs* ergeben sich daher durch unterschiedliche Umgangsweisen mit der Frage der *Intentionalität*. Dies betrifft zum einen die Nicht-Beobachtbarkeit von Intentionen (*Intentionalitäts-Dilemma*) und zum anderen die Frage, wie weit der Begriff der Intentionalität für K angesetzt werden soll (*Intentionalitäts-Reichweite*).

- *Intentionalitäts-Dilemma*: Obwohl es nicht möglich ist, von außen zu entscheiden, ob ein Verhalten in mitteilender Absicht erfolgt, ist es gerade diese Differenz, die einen entscheidenden Unterschied macht (sowohl bei den Akteuren selbst als auch bei wissenschaftlichen Beobachtern). Dieses Problem kann vermieden werden, indem die Entscheidung, ob ein Verhalten intentional erfolgte oder nicht, dem Kommunikati-

16 Vgl. hierzu insbesondere die von Goffman (1981 b) beschriebenen „*response cries*“.

onsprozess selbst überantwortet wird: Systemtheoretische Ansätze schlagen etwa vor, dann von K zu sprechen, wenn eine Information als Mitteilung *verstanden* wurde (vgl. Luhmann, 1984, S. 191ff.). Intentionalität wird als „kommunikative Reduktionsform subjektiven Sinns“ (Schneider, 2004, S. 294) begriffen. Auf diese Weise fungieren Intentionalitäts*zuschreibungen* als empirisches Kriterium, um K zu fassen, was letztlich durch Folgehandlungen gegeben ist¹⁷. K lässt sich demzufolge als Aushandlungsprodukt auf Gegenstandsebene konzipieren, sodass eine Differenzierung von „K/keine K“ einerseits möglich bleibt, andererseits jedoch an den faktischen Verlauf des Kommunikationsprozesses selbst gebunden wird.

Intentionalitäts-Reichweite

- *Weit*: Allem Verhalten, das sinnhaft ist sowie allen Objekten, die durch sinnhaftes menschliches Tun zustande kamen (=kulturelle Artefakte), kann eine kommunikative Funktion unterstellt werden; K geht auf diese Weise in der Vorstellung einer grundsätzlich *sinnstrukturierten Sozialwelt* auf;
- *Eng*: Erst wenn ein Verhalten, nicht nur sinnhaft ist, sondern sich selbst als Mitteilung ausweist, kann von K gesprochen werden. Dies impliziert *doppelte Intentionalität* (Einwirkung in Form einer Mitteilung) und *doppelte Inferenzialität* (Schluss auf Sache und Person). Eine solche Position vertritt etwas Posner (1985), wenn er K wie folgt fasst: „Der Sender [will] den Adressaten mit seinem Verhalten nicht bloß dazu bewegen, dass er einen bestimmten Schluss vollzieht, sondern auch dass er diesen Schluss aufgrund der Annahme vollzieht, dass der Sender ihn dazu bewegen will“ (ebd., S. 243). Typischerweise geschieht dies durch den Gebrauch von Sprache, der als explizites Kommunikationsmittel eine solche mitteilungsintentionale Infrastruktur eingeschrieben ist (vgl. Luhmann, 1997, S. 205ff.).
- *Vermittelnde Position*: Kommunikativ ist ein Verhalten auch dann, wenn es hervorgebracht wurde, um auf andere einzuwirken, ohne dies allerdings explizit als Mitteilung zu rahmen. Rusch (1994, S. 66) spricht von einer „Orientierungsintention aufseiten eines kommunikativ Handelnden“. In ritueller Hinsicht handelt es sich, mit Goffman (1971 a) gesprochen, um Prozesse der „*Eindrucksmanipulation*“.

Nachdem I und K zunächst allgemein als Austauschprozesse eingeführt (Kapitel 1) und nachfolgend als fokussierend auf *wechselseitige Verhaltenskoordination* bzw. *symbolisches Mitteilungshandeln* getrennt voneinander erläutert wurden (Kapitel 3 und 4), sollen im abschließenden Kapitel beide Begriffe in Hinblick auf ihre Gemeinsamkeiten und Differenzen nochmals verglichen werden.

¹⁷ Insbesondere Schneider (2004) hat systemtheoretische, objektiv hermeneutische und konversationsanalytische Ansätze unter einer solchen, theorieverbindenden Perspektive diskutiert.

5. Interaktion/Kommunikation: Differenz und (Wieder-)Annäherung

Die obigen Ausführungen haben K und I als *an anderen orientiertes Verhalten* gefasst, in welchem sich Sinnsetzung und -deutung sowie die Verfolgung praktischer Zwecke verschränken. Erst dieser *praktische Sinnzusammenhang* macht Kommunikation verstehbar. Daher betont Reichertz (2009) unter Rekurs auf Habermas (1981) dass „das *Verstehen* einer symbolischen Äußerung grundsätzlich die Teilnahme an einem Prozess der Verständigung [erfordert]“ (ebd., S. 165.). Geschieht dies in Bezug aufeinander, ist Kommunikation Handlungskoordination mithilfe von Symbolen in praktischen Situationen und fällt so mit dem Begriff der Interaktion zusammen. Sollen beide Begriffe daher *different* gefasst werden, lässt sich auf oben genannte Aspekte im Sinne von *Alleinstellungsmerkmalen* abheben:

- *Definition Interaktion*: Interaktion bezeichnet Prozesse sozialer Aufeinander-Bezogenheit, die durch Anwesenheit oder mediale Vermittlung *wechselseitig* sind; Wechselseitigkeit im engeren Sinne bedeutet eine *Verschränkung von Motiven*;
- *Definition Kommunikation*: Kommunikation bezeichnet Prozesse sozialer Aufeinander-Bezogenheit, wobei mindestens ein Einzelakt sich durch (zugeschriebene) *Mitteilungsabsicht* und damit zusammenhängender *Zeichenverwendung* auszeichnet.

In entsprechenden I/K-differenzierenden Fassungen der Begriffe fungieren die Kriterien Wechselseitigkeit bzw. Anwesenheit (I) sowie Mitteilungsintention und Zeichenverwendung (K) als Alleinstellungsmerkmale. Daher lassen sich interaktive aber nicht kommunikative (fehlende Mitteilungsabsicht/fehlende Zeichenverwendung) von kommunikativen aber nicht interaktiven (fehlende Anwesenheit/fehlende Wechselseitigkeit) Prozessen unterscheiden¹⁸:

- Prozesse der Aufeinander-Bezogenheit, die nicht in Kopräsenz verlaufen und medial keine Wechselseitigkeit ermöglichen (etwa Massenkommunikation wie das Fernsehen) bzw. empirisch keine Wechselseitigkeit realisieren (etwa ungehörte Rufe, unkommentierte Facebook-Posts oder Graffiti) sind keine Interaktion, wohl aber Kommunikation;
- Prozesse der Aufeinander-Bezogenheit, die keine Zeichenverwendung in Mitteilungsabsicht kennzeichnet, sind keine Kommunikation, wohl aber Interaktion (etwa gemeinsames Arbeiten, Kampf, Sex oder Tanz.)

Die bisherigen Ausführungen haben allerdings nun schon angedeutet, dass sich solche, nach eindeutigen Merkmalen strebende Begriffsfestlegungen wiederum *problematisieren* lassen, wodurch es zu einer *Erweiterung* und gegenseitigen (*Wieder-)Annäherung* der Begriffe kommt:

18 Vgl. hierzu insbesondere Posner (1985), der die vier möglichen Fälle (1. interaktiv/kommunikativ; 2. interaktiv/nicht kommunikativ; 3. nicht interaktiv/kommunikativ; 4. nicht kommunikativ/nicht interaktiv) ausführlich analysiert und anhand von Beispielen veranschaulicht.

Erweiterungen des I-Begriffs: Von der Face-to-Face-Interaktion zu mittelbaren Formen:

- *Erste Erweiterung:* Legt man das formale Kriterium der Zwei- oder Dreizügigkeit zugrunde, ist auch jede medial vermittelte K als Interaktion zu verstehen, solange die Partner wechselseitig aufeinander Bezug nehmen (etwa Telefon oder Chat).
- *Zweite Erweiterung:* Selbst wenn eine solche Wechselseitigkeit technisch nicht möglich ist, (wie etwa bei massenmedialen Kommunikationsformen) kann aufgrund von Mitteilungsententionalität (etwa bei Fernsehsendungen) davon ausgegangen werden, dass a) eine Antwort (in welcher Form auch immer) ‚gesucht‘ wird, was sich wiederum in das Produkt einschreibt (vgl. Wulff, 1993), und zudem b) ein Austausch angestrebt wird (etwa in Form eines Warentauschs, vgl. Charlton, 2001). Beides verleiht solchen Austauschformen interaktive Qualität, da nicht nur erste Züge (hier: Sendungen) an einer ‚Antwort‘ orientiert sind, sondern auch ein dreizügiger Austausch (Angebot/Annahme/Weitersenden) in formaler und vermittelter Form zustande kommt. Thompson (1995) hat daher im Falle massenmedialer Kommunikation von „*Mediated Quasi-Interaction*“ (S. 82ff.) gesprochen.

Erweiterungen des K-Begriffs: Von Mitteilungen zu Sinnstrukturiertheit und -zuschreibung

- *Erste Erweiterung:* kommunikative Kontexte:

Verhaltensweisen erhalten einen ‚kommunikativen Wert‘, sobald sie auf kommunikative Kontexte bezogen werden. Sie sind dann – so Reichertz (2009, S. 100) – „eine Bewegung, die im Spiel Bedeutung und Folgen hat“. Das gilt zunächst offensichtlich für in zentrierte Interaktionen eingebettete instrumentelle Handlungen (etwa wenn auf eine sprachliche Aufforderung hin wortlos ein Fenster geschlossen wird). Aber auch nicht in zentrierte Interaktionen eingebettetes Tun entfaltet unter Beobachtung kommunikative Qualität¹⁹. Gleiches gilt für den gesamten Bereich des verhaltensförmigen *Selbstausdrucks*²⁰. Schließlich können auch nicht intentionale Ausdrucksformen (Verhalten, etwa Augenzucken) prozessbezogen als K verstanden werden.

- *Zweite Erweiterung:* Gegenstände und kulturalisierte Natur:

Alle kulturellen Artefakte sind Produkte sinnhaften Handelns, haben daher Zeichenqualität und somit kommunikative Bedeutung (etwa im Goffman’schen Sinn als „Requisiten“, „Fassaden“ etc.) (vgl. auch Reichertz, 2009, S. 143ff.). Dies gilt insbesondere für alle Formen des *Selbstausdrucks*, die sich in materiellen Handlungsergebnissen niederschlagen (Kleidung, Styling etc.). Auch ‚natürliche‘ Ereignisse, Gegenstände und Zustände haben im Sinne einer kulturell überformten Natur eine kulturelle Bedeutung.

¹⁹ Watzlawick, Beavin & Jackson (1969, S. 53) prägen hierfür die Formel „*man kann nicht nicht kommunizieren*“ (siehe hierzu kritisch würdigend auch Reichertz (2009, S. 124ff.)).

²⁰ Reichertz (2009, S. 118) spricht von „kommunikativem Tun“, Knoblauch von „minimal sinnhaftem Ausdruck“ (2013, S. 31).

Die *Grenze von I gegenüber K* ist über das Kriterium der Wechselseitigkeit vergleichsweise formal (Sequenzialität) und empirisch bestimmbar (ob und welche Reaktionen auf ein Verhalten stattfinden, lässt sich beobachten). Liegt grundsätzlich ein Wechselbezug vor, geht es um die *Qualität dieses Wechselbezugs*. Dies wird an drei Aspekten festgemacht:

1. Welche Handlungen bzw. Handlungsergebnisse können als interaktive Züge gewertet werden (Verhaltensbewegungen jedweder Art, Gesten, sprachliche Äußerungen, schriftliche Fixate bis hin zu ‚Zügen‘ innerhalb eines mittelbaren Warenaustauschs)?
2. Welche zeitliche Spanne liegt zwischen den einzelnen Zügen (synchron vs. asynchron)?
3. Sind Reaktionen anderer bereits während der Produktion eigener Handlungen wahrnehmbar (unmittelbar vs. mittelbar)?
4. Welche systematischen Schritte müssen mindestens erfolgen? (Ein-, Zwei- oder Dreizügigkeit).

Die *Grenze von K gegenüber I* ist dagegen über die Kriterien Mitteilungsabsicht und Symbolgebrauch auf ein mentales (und damit nicht beobachtbares) Kriterium verwiesen²¹. Das Grundproblem besteht nun aber nicht nur darin, dass jedes Verhalten Mitteilungscharakter haben kann, aber nicht muss, sondern zudem, dass ein solcher Mitteilungscharakter offen mitkommuniziert werden kann oder nicht. Das führt dazu, dass durch ein Verhalten

1. etwas mitgeteilt werden kann, was offen als Mitteilung auftritt (prominent etwa durch Sprechen)²²;
2. etwas (mit) zum Ausdruck kommt, was nicht als Mitteilung gedacht ist und daher zwar als anzeichenhafte Information (Symptom) jedoch nicht als Mitteilung gelesen wird (etwa körperliche Distanzen oder Körperhaltungen);
3. etwas, was nur (mit) zum Ausdruck zu kommen scheint, jedoch absichtlich hervorgebracht werden kann, ohne dies offen zu markieren²³;
4. etwas gezeigt werden kann (etwa eine bestimmte Frisur), was eine bestimmte kulturelle Bedeutung hat und dessen Sinn zwar mit dem Träger (im Sinne von Identität)

21 Die sich hinter dem Kriterium „Symbolgebrauch“ verbergende Frage, ob ein beobachtbares Ereignis ein Zeichen oder ein Anzeichen ist, verweist letztlich wiederum auf Intentionalität.

22 Sprechen ist kaum in nicht mitteilungsintentionaler Weise zu gebrauchen, sodass allein die Verwendung von Sprache eine Mitteilungsintention metakommuniziert (vgl. hierzu Luhmann, 1997, S. 205ff.). Bei körperlichen Verhaltensbewegungen bleibt uneindeutig, ob etwas mitgeteilt wird oder nicht (Vgl. Geser, 1990).

23 Goffman (1977, S. 98ff.) konzipierte dies als Simulation oder Täuschung. Hintergrund ist die Vorstellung einer geplanten Eindruckssteuerung, die auf Grundlage der Eigendynamik menschlichen Ausdrucksverhaltens auf diverse Strategien der (Dis-)Simulation zurückgreift (siehe insbesondere Goffman, 1969 sowie Willmes, 1997), um entsprechende Eindrücke zu erwirken oder aufrechtzuerhalten. Dabei – so Goffman (1977) – sind insbesondere jene Ausdrucksdimensionen, die als besonders inszenierungsresistent gelten, zugleich auch jene, die sich besonders gut zum Täuschen eignen (ebd., S. 278).

tätsrelevanz) verbunden wird, diesem jedoch nicht im Sinne eines kommunikativen Akts, der eine Reaktion verlangt, ausgelegt wird²⁴.

6. Fazit

Eine *Konsequenz der geschilderten Komplexität kommunikativer Verhältnisse in Interaktionen* ist, dass beide Begriffe häufig so konzipiert werden, dass *sie ineinander aufgehen*. Zentrales Argument ist, dass alles, was Menschen im Beisein anderer Menschen tun bzw. an Artefakten ‚mitbringen‘ (etwa Kleidung), die Qualität hat, ‚informativ‘ auf andere einzuwirken. Graumann (1972) argumentiert in diesem Zusammenhang wie folgt: „Im Grunde in allen Interaktionskonzepten impliziert, lediglich kaum thematisch, ist, dass alle [...] Formen sozialer Wechselwirkung nur dadurch möglich sind, dass Menschen voneinander Kenntnis nehmen, Interaktion also immer auch Austausch von Information ist. Dieser aber wird in der Regel als Kommunikation bezeichnet“ (Graumann 1972, S. 1117). Und an anderer Stelle heißt es: „Wenn Interaktion immer so viel bedeutet, dass das Verhalten des einen Auswirkungen auf das Verhalten des anderen hat, dann können solche Wirkungen nur auf zweierlei Wegen vermittelt werden: entweder durch die Übertragung von Energie oder von Information“ (ebd., S. 1179). Jedoch auch Formen der Energieübertragung (etwa Kampf, Sexualität etc.) haben ihre Bedeutung für die Interagierenden²⁵. Daher: „Im Folgenden werden wir davon ausgehen, dass alles Verhalten in interpersonalen Situationen Mitteilungscharakter hat, gleich ob diese Interaktion absichtlich oder unabsichtlich von einem oder beiden Interagierenden in Gang gebracht und gehalten wird“ (ebd., S. 1181). Bonfadelli et al. (2005) konstatieren aus heutiger Perspektive daher: „ohne Kommunikation keine Interaktion – ohne Interaktion keine Kommunikation“ (ebd., S. 76), denn: „Die beiden Begriffe bezeichnen [...] nicht unterschiedliche Dinge, sondern sind wie zwei Seiten einer Münze: Es sind je andere Sichtweisen oder Perspektiven desselben Phänomens: Mit Interaktion bezieht man sich mehr auf die Beziehungsebene zwischen zwei Personen A und B, mit Kommunikation meint man die Inhaltsebene“ (ebd., S. 76). Ähnlich argumentiert auch Reichertz (2009), wenn er vorschlägt, den Begriff der Kommunikation zu vermeiden und stattdessen von „kommunikativem Tun“ (ebd., S. 118) zu sprechen.

Solche Konzeptionen von I/K lassen deutlich werden, dass beide Begriffe im aufeinander bezogenen Setzen und/oder Deuten von Sinn im Rahmen praktischer Handlungsvollzüge *konvergieren*:

Einerseits kann mit Blick auf Interaktion jeder menschliche Ausdruck immer auf seine (impliziten) Mitteilungsanteile hin befragt werden, wobei – wie oben argumentiert

24 Siehe hierzu Reichertz (2009, S. 143ff.) sowie Hebdige (1998), der subkulturelle Stile als Formen absichtlicher Kommunikation diskutiert.

25 „Try to think of an instance of human interaction, [...], that does not include message sending. [...]. You will probably not be able to think of such instance unless one of the persons is unconscious“ (Newcomb, Turner & Converse, 1965, S. 189 zitiert nach Graumann, 1972, S. 1180).